

geblieben, aber doch in Lg. Schwalbach von 1158 in 1899 auf 581
in 1899 auf 581.

geblieben, aber doch in Lg.-Schwalbach von 1158 in 1899 auf 581 in 1902 gestiegen. Ferner ist gestiegen die Zahl der Badegäste aus Amerika (in Schlagenbad, Ems), aus Holland (in Homburg), aus Frankreich (in Lg.-Schwalbach). Zugewonnen oder gleichgeblieben ist die Zahl der Amerikaner in Gomburg und Lg.-Schwalbach, die Zahl der Franzosen in Homburg. Der Stillsand der nassauischen Bäder ist umso auffälliger, wenn man bedenkt, daß in den letzten 30—40 Jahren überall die Bevölkerung und deren Wohlstand gestiegen, das Bedürfnis nach Reisen und Erholungsaufenthalten zugenommen hat. Dem Rückgang und Stillsand der mittleren und kleineren Bäder in Nassau stehen deshalb auch große Vermehrungen der Besucherzahl in anderen deutschen Bädern gegenüber. Am meisten hat sich aber die Zahl der Badegäste in den Luftkurorten und Seebädern vermehrt. Die preussischen Seebäder wurden 1870 besucht von wenigen Tausenden, 1900 waren es schon 239 408. Die Luftkurorte Nassaus haben wie anderwärts einen Aufschwung erfahren, aber sie fallen zu wenig ins Gewicht. Ebenso wie die Badeorte des Regierungsbezirks haben die übrigen Fremdenorte einen Rückgang erfahren. Selbst in Ridesheim, das in dem Nationaldenkmal einen großen Anziehungspunkt besitzt, ist ein Stillsand zu spüren. Aus den Zahlen der von den Niederwaldbahnen in den einzelnen Jahren beförderten Personen ergibt sich, daß die Zahl der im ersten Jahre 1884 auf der Strecke Ridesheim-Niederwaldbeförderten Personen (243 806) nur einmal überschritten wurde, und zwar im Jahre 1888, im übrigen aber seit Jahren die Zahl der Reisenden ziemlich gleich bleibt. Außerdem liegen Mittheilungen verschiedener Hotels in Ridesheim vor, daß die Zahl der Gäste seit einigen Jahren keine Zunahme erfahren hat. Wenn dies auch in den letzten Jahren dem Rückgang des wirtschaftlichen Aufschwungs zum Theil zuzuschreiben ist, so wird doch andererseits auch die Schuld der Veränderung in dem Geschmack der Reisenden zugeschrieben.

Aus den Zählungen der Durchreisenden in Embs ergibt sich doch seit Jahren ein Stillstand, jedenfalls kein gesunder Fortschritt stattgefunden hat. Wie groß der Rückgang in den übrigen Fremdenorten von Rastau überhaupt ist, läßt sich nicht genau angeben. Zweifellos muß er vorhanden sein, sonst hätte nicht der endlich erhobene Wehrus über den Rückgang des Fremdenverkehrs am Rhein so heftiges Echo in den Rheinorten Rastaus gefunden.

Dieser Klagenruf macht es den Kreisen, welchen die Förderung von Handel und Gewerbe obliegt, zur Pflicht, auf Abstellung des wirtschaftlichen Mißstandes zu sinnen. Die Verkehrsvereine am Rhein, die Gasthofbesitzer in den Rheinstädten wollen bereits durch vermehrte Reklame helfen. Genügt dieses Heilmittel allein oder welche Mittel müssen überhaupt gebraucht werden und welches müssen die Organe sein, die die richtige Föhrung herbeiföhren sollen? Welches sind denn überhaupt die Ursachen des Stillstands der meisten Böder und Fremdenorte unseres Regierungsbezirks? Bei näherer Prüfung ergibt sich, daß sie mannigfacher Art sind. Wohin geht denn der Hauptstrom des Fremdenverkehrs seit etwa 20 Jahren? Nach den Alpen, nach der See und noch weiter nach fernen Ländern. Woher kommt das? Einmal, weil die Verkehrsmittel immer vollkommener, reicher, bequemer und häufiger geworden. Aber die Eisenbahnen und Schiffe tragen nicht die Hauptlast daran, daß der Fremdenstrom von Nassau zum Theil abgelenkt wird. Sie sind nur das Mittel, dessen sich eine veränderte Geschmacksrichtung bedient. Wir müssen zugehen, daß die schönen, anmuthigen Rheinlandschaften, die schmuden Badoerte Nassaus nicht mehr das Landschafts-Schönheitsideal sind wie ehemals. Jetzt verlangt der Natursinn breiter Massen nach dem Erhabenen, Großen und Ueberwältigenden, Außergewöhnlichen in der Natur, nach Alpen, süßlichen Landschaften und Seelandschaften, deren Genuß, sofern er nur unter körperlichen Anstrengungen oder große Reisen erreichbar, man noch höher schätzt. Eine Zeitlang, so lange die Begeisterung nach dem Kriege 1870—71 noch lebendig wirkte, konnte die veränderte Geschmacksrichtung dem Rhein nicht viel anthun, seit einem Jahrzehnt zeigt sich aber die volle Wirkung derselben. Dazu tritt noch, daß neue Konkurrenzorte unserer Böder in anderen deutschen zum Theil benachbarten Gegenden entstanden, die sich die denkbar größte Mühe geben, emporzukommen. Wir wollen nur an Vertrieh, Neuenahr, Ran-

heim und die schlesischen Bäder erinnern. Aber außer diesen Ursachen des Rückgangs, die das Rheinland nicht direct völlig ändern kann, gibt es noch lokale Ursachen, die den Fremdenstrom zurückzuführen. Zunächst muß da auch die mit mehr oder weniger Berechtigung vorgebrachte Klage der Fremden über die Theuerung am Rhein beachtet werden. Sie hat zum großen Theil ihren Grund darin, daß die Rheingegenden überhaupt etwas theurer sind, als manche andere deutschen Gegenden im Osten. Das Wohnen ist etwas theurer, die Arbeit ist theurer. Das muß natürlich in Hotel- und Pensionspreisen sich fühlbar machen. Im großen Werth ist aber darauf nicht zu legen, da heute ein Fremder geneigt ist, gut zu zahlen, wenn er gut bedient wird, und da die Rheinländer auch früher schon theurer waren als der Osten. Viel eher mögen manche Hoteleinrichtungen und die Einrichtungen der Gemeinden (Beleuchtung, Promenaden, Wasser-Verordnung) in kleineren Orten nicht mehr dem verwöhnten Bedürfnisse der Fremden oder der Badegäste entsprechen und daher ein Rückgang der Fremdenzahl eintreten. Hier gilt es, durch gemeinsame Arbeit und Selbstprüfung die Zustände erforschen. Festzustellen bleibt auch, inwieweit die Badeärzte der nassauischen Bäder durch ihren Ruf, durch ihre wissenschaftlichen Arbeiten, durch ihre Preise u.s.w. den Fremdenstrom verstärkt oder geschwächt haben, und inwieweit der Wechsel in den ärztlichen Anschauungen über den Nutzen von Alpenreisen, Seebädern u.s.w. die nassauischen Bäder beeinflusst hat. Diese knappen Erwägungen lassen schon erkennen, daß nur durch Mitarbeit aller Bevölkerungskreise die Ursachen des Rückgangs klar erkannt werden können. Mit dieser Erkenntnis muß sich die weitere Einheit verbinden, daß nur durch Mitarbeit aller Kreise der Vögeligen die richtigen Heilmittel, die eine Besserung der Verhältnisse herbeiführen sollen, gefunden und angewandt werden können. Die Hauptbetheiligten sind aber die Gemeindevorstände, die Kurverwaltungen, die Quellenbesitzer, die Gasthofbesitzer, die Kurhalter, die Badeärzte, andere verschiedene Erwerbszweige und deren Vertretungen, nicht minder aber die Regierung. Alle diese Kreise müssen sich zusammenschließen. Ihre Arbeit wird zum gemeinsamen Ziel haben: in erster Linie die Erforschung und Förderung der Vorzüge unserer Bäder und Kurorte, sowie der Naturschönheiten unserer Fremdenorte, in zweiter Linie Förderung der Kenntniß dieser Vorzüge in anderen Gegenden, sei es in der Beeinflussung durch vornehme Kreise, sei es in der Form wissenschaftlicher Belehrung ärztlicher Kreise. Die bisherige Erfahrung hat gelehrt, daß die genannten Kräfte an einem einzelnen Orte nicht ausreichen, für einen Ort allein die hier geforderte Arbeit zu leisten, denn sonst müßten z. B. die Wirkungen der seit Jahrzehnten auf die Kellome verordneten Mähen und Kosten in geheimeren Fremdenführern sich stärker äußern. Die bisherige Kellome muß ergänzt werden. Es würde zu weit führen, hier anzudeuten, wie durch gemeinsame nassauische Kellometafeln, Fremdenführer u.s.w. solchen muß. Die Erfahrung drängt zur Gründung eines nassauischen Verbandes zur Förderung des Fremdenverkehrs. Dieser Verband allein wird imstande sein, die zerstreuten Adressen an den einzelnen Orten zu sammeln, die nöthigen Adressen zu sammeln und alle Vögeligen in gemeinsamer Arbeit und durch gemeinsame Erfahrung zur besten Anwendung finanziellen Mittel zur Kellome zu erziehen. Weiter spricht Handelskammerjahresbericht für 1904, wenn wir diese einzelnen Einzelheiten entnehmen, die Lösung aus, daß auch Mitarbeit anderer Kreise, die Mittel und Zeit haben, dazu kommen werden wird. Die vorläufige Organisation eines nassauischen Verbandes zur Förderung des Fremdenverkehrs in die zu nehmen, sind die Handelskammern als berufene Vertreter von Handel und Gewerbe wohl berechtigt. Sie werden jedes bei der Unterstützung der anderen Wirtschaftskammern, Städte und der Interessenten sich erfreuen. Aber auch die Regierung muß im Interesse der in ihrem Reize befindlichen, noch mehr im Interesse der betheligen Erwerbskreise Bestrebungen des Verbandes ihre Beihilfe zu Theil werden lassen. Die Handelskammer Wiesbaden veranlaßt eine Vermählung der Interessenten (Städte, Hotelbesitzer u.s.w.), in der fast allen Anwesenden die Gründung eines nassauischen Verbandes zur Förderung des Fremdenverkehrs als notwendig anerkannt wurde.

wieder, wenn die Diät aus nahrhaften, aber leicht verdaulichen Speisen besteht, wie solche in Knorrs vortrefflichen Hafersflocken und in Knorrs Hafergrütze zu finden sind! Bei deren Gebrauch bessert sich das Allgemeinbefinden sichtlich, die frische Gesichtsfarbe kehrt zurück und die frühere Energie und Lebenskraft befähigt den einzelnen zu reger Berufstätigkeit. Allen Nervösen ist deshalb die so einfache Verwendung von Knorrs Haferpräparaten, im eigenen Interesse angeraten. Beim Einkauf achte man stets auf die **Firmenzeichnung Knorr.**

758 98

Vereinsabzeichen, Preis- und Festmedaillen

von der einfachsten Arbeit bis zur kunstvollsten Ausführung,
Werk- und Control-Marken etc. etc.
Tägliche Produktion 20000 Stück
fertigt

Wiesbadener Metallwarenfabrik,
Gravir- und Münzanstalt, G. m. b. H.
Bleidenstadt b. Wiesbaden,
Galvanische Anstalt, Emailliranstalt.
Lieferanten zahlreicher Staats- und Gemeindebehörden.
Export nach allen Ländern.
Telefon Nr. 95 Amt Langenschwalbach. 856

Telephon Nr. 3494.
Fr. Rossel, Zimmermeister. 1792

Trau ringe in jedem Feingehalt liefert
billigst **Eugen Marini, Goldschmied,**
Metzgergasse 31. **Eigene Anfertigung** 9079



Nr. 117.

Freitag, den 19. Mai 1905.

20. Jahrgang

Unter fremden Leuten.

Roman in Briefen von M. Flachs.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Glaube nur nicht, lieber Robert, daß dies schon alles ist, höre nur zu, denn es kommt immer besser:

Comtesse Clementine hatte mir einige Bücher versprochen und schickte mir gestern dieselben durch ihre Zofe, welche einige Besorgungen zu machen gehabt hatte und mehrere Packete trug.

Schon in der Thür kehrte das Mädchen um und sagte, indem sie ein Etui öffnete, in welchem ein sehr schönes, mit Perlen besetztes Medaillon an goldener Kette lag: „Ich will Ihnen etwas Schönes zeigen, Herr Assessor, ich glaube es ist ein Weihnachtsgeschenk für die Gouvernante vom Herrn Baron; wenigstens hat er mich zum Juwelier geschickt; um es abzuholen, und mir streng verboten, jemandem im Hause davon zu sagen.“

An Helene, das war nicht möglich! Doch die Zofe zeigte mir den für ein Bild bestimmten Ausschnitt, um welchen die Worte eingraviert waren: „Der lieben Helene von Ihrem E. v. B.“ — Daß der Herr Baron Eduard heißt, wußte ich längst — willst Du noch mehr Beweise? Soll der Gattin dieses werthvolle Geschenk verheimlicht werden? Wie konnte sie ihre Einwilligung dazu geben, und wird Helene das Geschenk annehmen? O, nur ein dunkler Ahnwind! Dieses Dunkel macht mich wahnsinnig.

Lebe wohl und schreibe mir, was Du darüber denkst.

D. v. B.

Clementine an die Gräfin.

Dezember 18 . .

Dein Rath, meine theure Eugenie, mich nicht in eine Intrigue gegen die Gouvernante einzulassen, kommt zu spät; die Intrigue — wie Du mein Vorgehen nennst, — ist im vollen Gange. — Und wenn ich auch könnte, ich möchte nicht zurück, denn laß mich's Dir gestehen, „ich liebe“ diesen Assessor von Behren und will, daß er mich wieder lieben soll. Wohl Dir, daß Du nicht weißt, was Eifersucht ist, dann würdest Du diese verzehrende Leidenschaft kennen, Du würdest mir keinen so muthigen Rath geben. Kanst Du es Dir denn nicht einmal denken, welche Wonne und welche Qual ich jetzt empfinde, wie ich „ihn“ liebe und „sie“ hasse! Was kümmert mich ihr Unglück, von dem Du sprichst, soll sie etwa glücklich sein, während ich leide? Nein, o tausendmal nein!

Du fragst was daraus werden soll, wenn es mir gelingt, seine Liebe zu gewinnen? „Ja, Eugenie, das weiß ich nicht und will auch nicht an die ferne Zukunft denken. — Er soll mich lieben! Ich will die Freuden der Liebe kosten, wenn auch nur für eine kurze Spanne Zeit.“

Du sagst, wenn mir Helenens Unglück nichts gilt, so soll ich wenigstens an ihn denken, dessen Zukunft ich zertrümmere und den ich doch zu lieben vorgebe! — Du bist wirklich naiv geworden in den zwei Jahren Deines Liebeslebens! — Ist es denn ein so graufiges Los, mich zu lieben und sich von mir lieben zu lassen? — Und wenn der Traum ausgeträumt ist? — Nun, Träume können nicht ewig währen, dann ist Helene für ihn verloren! Ich glaube, noch nach Jahren würde ich vor Eifersucht sterben, wenn ich sie von ihm geliebt, an seiner Seite sähe.

Ich habe eine schwierige Rolle zu spielen, denn ich muß Helenens Freundin scheinen, damit er mir nicht mißtraut, und mit meinen Gefühlen für diese ist das nicht leicht.

Amalie ist noch immer so eingenommen von ihr, daß ich meinen ganzen Einfluß werde ausbieten müssen, um sie wieder auf den früheren Fuß zu bringen.

Ich hatte anfangs den Plan, Helene von unserer Gesellschaft auszuschließen, als ein Zufall sie dennoch einführte, und nun sehe ich, wie gut das für meine Zwecke ist. Um es ihr unmöglich zu machen, sich aus eigener Machtvollkommenheit davon auszuscheiden, habe ich ein musikalisches Kränzchen ins Leben gerufen, welches sie leiten muß, denn daß sie musikalische Kenntnisse hat, will ich ihr nicht abstreiten, und da diese den Kindern noch nicht nützen können, und die Gouvernante noch dafür bezahlt wird, so sehe ich nicht ein, weshalb wir Erwachsenen nicht davon profitieren sollen.

Du willst wissen, wie ich es möglich gemacht habe, den Assessor und Helene zu entzweien? Nun allein konnte ich das nicht; ich habe mir Sophie zur Hülfe genommen, und uns beiden ist es möglich geworden, ihm weis zu machen, daß Helene ein Verhältnis mit meinem theuren Schwager unterhält. — Lache nicht, liebe Eugenie, es ist allerdings eine etwas plumpe Intrigue; aber wir konnten auf keine Weise dem Mädchen etwas anhaben, und Herr von Behren ist ein Neuling in der großen Welt, und ein Gefühlschwärmer, der auch das Unwahrscheinlichste glaubt, wenn es ihm auf eine schlaue Weise beigebracht wird. — Freilich, sein Herz zweifelt noch — aber ich denke, nun auch nicht lange mehr.

Nun mache mir keine moralischen Vorstellungen wieder, denn sie sind nutzlos und verstimmen mich nur.

Bald hoffe ich Dir ein glückliches Resultat melden zu können.

Clementine.

Helene an ihre Schwester Emmy.

Januar 18 . .

Also doppelt kann ich Dir heute Glück wünschen, meine teure, geliebte Schwester Emmy! Glück, tausendfältiges zu Deiner Verlobung, die Dir ja schon den Glückwunsch zum neuen Jahr erfüllt hat!

Diese Nachricht war meine größte Weihnachtsfreude, da sie von dem Geständniß begleitet war, daß Du den Pfarrer von Herzen liebst. Wie gerne würde ich das Fest mit Euch verleben, und mich in der Heimath Eures Glückes gefreut haben, denn natürlich kann ich es gar nicht erwarten, bis ich Euch wiedersehen und den künftigen Schwager kennen lernen werde; aber damit hat es gute Wege, denn die Pflicht ist ein dauernder Kitt, und die meinige fesselt mich noch viele Monate hier, wo ich nützen kann.

Ich habe noch niemals ein traurigeres Weihnachtsfest verleben als diesmal, obgleich das einem Uneingeweihten undenkbar vorkommen würde, denn man hat mir große Aufmerksamkeit erwiesen und mich reichlich beschenkt. Ein recht schönes, sinniges Geschenk bekam ich von der Baronin in Edwin's Namen; es sollte

seinen Dank für meine Pflege ausdrücken und bestand in einem sehr schönem Medaillon mit der Umschrift: „Der lieben Helene von ihrem C. v. B.“ — „Das bin ich“, sagte Edwin, und zeigte mit seinem Fingerchen auf die Buchstaben, während ich dasselbe geöffnet hatte und sein wohlgelungenes Bild mir entgegenschleuste: „Nein, dies bist Du“, antwortete ich scherzend, und zeigte ihm das Bild.

Aber mir war gar nicht lustig zu Sinn, denn es trankte mich, daß man das mir bezahlen wollte, wozu mich doch mein Herz getrieben hatte, denn Bezahlung war es doch und weiter nichts, sonst würde die Baronin sich anders gegen mich benehmen.

„Ja, ich muß es Dir sagen, liebe Emmy, sie hat sich wieder mit ihrem Abelsstolz drapirt, und ich sehe wieder ihr marmorfestes Angesicht von letztem Sommer; nur trinkt es mich jetzt noch mehr.“

Freilich ist es recht thöricht von mir, an eine so plötzliche Veränderung für die Länge der Zeit zu glauben, aber — man glaubt so leicht, was man wünscht.

Statt ihrer nähert sich mir Clementine auffallend, was ich aber mit entschiedenem Mißtrauen aufnehme. Ihr Benehmen muß einen tieferliegenden Grund haben; doch kann ich nicht ahnen, welchen. Es ist sonderbar, ich habe Furcht und Schen vor ihr, wie vor keinem anderen Menschen und doch pflegt ein schönes Weibchen sonst ganz andere Gefühle zu erwecken.

Am ersten Festtage hatten Ida und Hedwig Kindergesellschaft da war ich gebunden, denn ich konnte sie natürlich nicht sich selbst überlassen und mußte ihre Spiele leiten. Als die fremden Kinder abgeholt wurden, und die Baronin ihre Töchter zu sich holen ließ, beschloß ich, mir ein Planderständchen mit Sidonie zu gönnen und führte diesen Beschluß sofort aus.

Sie hatte noch kein Licht, sondern sah träumend in einem Schaukelstuhle, dem Kaminfeuer gegenüber. Mein Fuß zauderte, die Schwelle zu überschreiten, denn ich wollte sie nicht stören; sie aber sagte mit ihrer so unendlich melodischen Stimme:

„Kommen Sie näher, liebes Kind, Sie stören mich nicht; Sie wecken mich nur aus recht traurigen Träumen. Sie sind noch so jung und kennen natürlich die schmerzliche Lust dieses in sich Hinabstürzens noch nicht; Sie können noch nicht wissen, wie gefährlich und doch wie schön diese Giftblume über versunkenen Hoffnungen, über vergeblicher Sehnsucht und tiefer Reue blüht, und ich wünsche Ihnen, daß Sie das nie verstehen mögen; aber Goethe, dieser Kenner des menschlichen Herzens, er kannte auch dieses Gefühl, und ich lese immer wieder seine Worte, die mir aus der Seele gesprochen sind: „Es liegt um uns herum gar mancher Abgrund, den das Schicksal grub, doch der in unserem Herzen ist der tiefste, und reizend ist es, sich hinabzustürzen!“

„Aber wir wollen das nicht thun“, fuhr sie sich beherrschend fort, „deshalb setzen Sie sich mir gegenüber und lassen Sie uns plaudern.“

Wir thaten so, doch nach und nach stockte das Gespräch. Im Zimmer war es dunkel geworden, nur das Kaminfeuer warf seine Reflexe auf die Wände, die durch exotische Gewächse fast verhüllt waren, und verlieh dem Ganzen einen märchenhaften Reiz.

Endlich unterbrach Sidonie die Stille, indem sie sagte:

„Sie sind so schweigmäßig geworden, Helene, soll ich Licht bringen lassen?“

„Ach nein, Fräulein“, rief ich eifrig, „es ist so schön in der Dämmerung, besonders an einem so poesioreichen Festtage, wie der erste Weihnachtstag ist, lassen Sie uns noch ein Weilschen so sitzen bleiben, denn ich träume auch gern, wenn auch nicht so ängstlich wie Sie.“

„Nun was haben Sie geträumt, mein Kind?“ fragte sie lächelnd.

„Ich befand mich bei einer gütigen Fee, die Ihre Züge trug, gnädiges Fräulein, und ich sollte drei Wünsche aussprechen, wie das Feenmanier gegen die armen Menschenkinder ist, und dabei war ich in Verlegenheit, was ich mir wünschen sollte.“

„Das glaube ich, — denn Jugend und Schönheit besitzen Sie ja schon.“

„Aber mir fehlt der Reichtum“, antwortete ich, auf Sidoniens Scherz eingehend, und war ganz erstaunt, als sie heftig meine Hand ergriff und ausrief:

„Mädchen, ist das Dein Ernst?! Ist es denn schon gefährlich nur in der Nähe des Reichtums zu athmen, um selbst einem unschuldigen Gemüthe, wie dem Deinen, zum Schaden zu gereichen? Sieh näher zu mein Kind, und glaube mir, der Reichtum ist es nicht welcher die Menschen glücklich macht. Sieh mich an, Helene, ich bin reich, hältst Du mich etwa für glücklich?“

Es klang so ein tiefes Weh aus ihren Worten, daß ich mich beeilte, ihr zu versichern, daß ich im Ernst weder nach Reichtum noch nach hohem Rang verlangte, und mit meinen bescheidenen Verhältnissen zufrieden sei.

„Das kannst Du auch, Kind; und je trarer Dein Mia auf Deine Umgebung fällt, je weniger wirst Du mit anderen zu tauschen begehren. Sieh, meine Schwägerin und Clementine sind von sehr hohem Range und unterschätzen denselben wahrlich nicht; ob sie aber glücklich sind — — ich möchte das bezweifeln.“

Sie schwieg eine Pausenlang, dann fuhr sie fort:

„Ich möchte Sie so gerne glücklich, wirklich glücklich sehen, Helene, aber dazu gehört, daß Sie nicht über, sondern unter sich blicken und das Glück nicht in äußerlichen Dingen suchen. Rechnen Sie auf kein Glück außer sich, denn das wirkliche Glück muß im eigenen Inneren wohnen und dort festgehalten werden.“

„Bleibe Dir selbst getreu, Mädchen, das ist die erste Regel, um glücklich zu werden, und die zweite: Beurtheile jedes Ding nach seinem wirklichen, nicht nach seinem eingebildeten Werte, denn ich habe stets gefunden, was man oft heiß erwünscht und tief beklagt, es war der eingebildete Werth eines uns vom Schicksal verweigerten Glückes.“

Ach, Helene, glauben Sie mir, alles läßt sich ertragen, was Gott uns sendet, nur was wir selbst verschuldet haben, nagt an unserem Lebensmarke, denn die Reue gehört zu den Furien, die ihre scharfen Krallen in die armen Menschenherzen einschlagen und sie nie wieder freigeben.“

Trotz der Dunkelheit sah ich beim Schein des Kaminfeuers daß große Thränen über Sidoniens Wangen rannen, und daß ihr Körper bebte. Ich setzte mich auf ein Tabourett zu ihren Füßen, legte meinen Kopf in ihren Schoß und umschlang sie mit meinen Armen.

Ich bat sie, sich zu beruhigen; wir wollten über Gleichgültiges plaudern, und da mir nichts anderes so schnell einfallen wollte, erzählte ich ihr, daß die Baronin sich abermals gegen mich verändert habe und mich fast feindselig behandle, daß aber sonderbarerweise Clementine ihre Kälte überwunden habe, und nicht allein höflich, sondern sogar freundlich sich gegen mich benehme.

Sidonie erschrak und sagte warnend:

„Da haben Sie doppelt Ursache, wachsam zu sein, und sich vor ihrer Freundschaft zu hüten, denn sie ist eine Schlange und sticht, wenn sie warm geworden ist. Ich kenne Clementine seit sieben Jahren; sie war fast noch ein Kind als ich in das Haus meines Bruders übersiedelte, und es konnte nicht fehlen, daß ihre Schönheit mich anfangs anzog. Aber bald erkannte ich dies Mädchen, und weiß ich, sie ist ohne Herz intrigant und ohne Grundsätze, denn jedes Mittel ist ihr recht zur Erreichung ihrer Zwecke.“

Ich würde es als ein Glück für dieses Haus betrachten, wenn Clementine daraus entfernt würde; denn obwohl sie zehn Jahre jünger ist, als ihre Schwester, so beherrscht sie dieselbe vollständig; sie ist klug und weiß Amelies Schwäche zu benutzen. — Bei dieser Worte ich, da ich eingesehen habe, daß ein Vorfertwollen von meiner Seite nicht angebracht ist. Meine Schwägerin ist nicht ohne Herz, aber es ist durch eine Eischale von Standesvorurtheilen umhüllt, welche die Liebe bis jetzt noch nicht aufgethaut hat. Doch sie besitzt Muttergefühl, das haben wir während Edwin's Krankheit gesehen, und seit der Zeit sind meine Hoffnungen gestiegen. Indes erwarte ich keine plötzliche Veränderung; die Zeit muß das ihrige thun, oder aber — es müßten gewaltige Ereignisse in ihr Leben eingreifen und Clementine müßte nicht mehr neben ihr sein.

Ich würde meinen armen Bruder grenzenlos bedauern, wenn sein ganzes Leben in gleicher Weise sich abspinnen sollte, wie die letzten neun Jahre; aber ich fürchte das auch nicht, da ich sie scharf beobachtet habe.

Hier hat einmal wieder die Erziehung das meiste verschuldet, ein Beweis mehr, wie wichtig es ist, eine junge Menschenknospe in gesundes Erdreich zu pflanzen und sie mit Liebe und Verständnis groß zu ziehen.

Sie wissen, Amelie und Clementine stammen aus einer sehr vornehmen Familie. Der alte Graf, ihr Vater, zählte seine Ahnen bis in das Mittelalter hinauf, und manche Fürstengeschlechter gehörten zu seinen nahen Verwandten. Früher war die Familie ebenso reich wie vornehm, doch scheint sie nach und nach verarmt zu sein. Der Graf machte freilich großen Aufwand, doch waren es die letzten Trümmer des Vermögens, die er dazu verwandte, was damals freilich niemand wußte.

Seine Gemahlin war bei Clementinens Geburt gestorben; der Graf bekleidete schon damals eine hohe Hofcharge, und später wurde Amelie die gefeiertste Schönheit in den höchsten Kreisen.

Die Kinder wurden von einer alten Gouvernante erzogen, die, geblendet von dem hohen Rang des Vaters und seinem vermeintlichen Reichtum, ihre Zöglinge in grenzenloser Ueberschätzung dieser Güter erzog und die Bildung ihres Herzens und Geistes vernachlässigte.

Zu derselben Zeit als Amelie von unzähligen Bewerber umschwärmt wurde, kam mein Bruder Eduard an den Hof.

Fortsetzung folgt.

Ein unangenehmer Mensch.

Von Leo von Torn.

(Nachdruck verboten.)

Beim ersten Diner an Bord wurde bereits die gedruckte Passagierliste verteilt.

Ralf Hüstermann unterbrach das Gespräch mit seiner Tischdame — einem fürchterlich gebildeten älteren Fräulein, das eine herbe Laune des Oberstewards ihm als Nachbarin beschert. Er vertiefte sich sofort in die Lektüre der interessanten Schrift.

Auch an den anderen Tischen verstummte die Unterhaltung, die ohnehin nur stockend und oberflächlich geführt worden war. Man konnte sich ja noch so wenig. Eigentlich gar nicht. Erst die Passagierliste konnte in etwas jenes höfliche Mißtrauen beseitigen, das eine bunt zusammengewürfelte Reisegesellschaft in den ersten Stunden untereinander beobachtet.

Gabel und Fischmesser ruhten untätig auf den gebadenen Heißbuttschnitten. Die wohlgeschulten Tischstewards hielten mit Servieren inne. Ein paar Minuten hörte man in dem prächtigen Speisesalon der Dampfschiff nicht, als ein leises, geschäftig neugieriges Blättern und — wie von fernher — das erregte Atmen der See, die ihre ersten Spritzer gegen die Fensterkufen spülte.

Nachdem jeder zunächst festgestellt, ob er selbst richtig und mit seinem ganzen Titel aufgeführt war, suchte man nach „Namen“. Weshalb sollte Gustav Frenssen einen Teil der bedeutenden Einkünfte aus seinem „Jörn Uhl“ nicht auch einmal in einer Nordlandreise anlegen? Oder eine Theatergröße, fern von allen Gastspielvorführungen, hier Erholung suchen? Und mancher, wenn auch nicht brennend berühmte, so doch interessante Name wurde entdeckt.

„Verzeihen Sie,“ wandte sich Ralf Hüstermann an seinen Nachbarn zur Linken, „hier ist ein Oberst G. aufgeführt. Ob das wohl derselbe ist, der zur Schutztruppe kommandiert, dann aber wegen seiner Empfindlichkeiten dem Gouverneur gegenüber gleich wieder abberufen wurde?“

Der alte Herr streifte ihn mit einem Blick, in dem nicht gerade sonnige Empfindungen sich spiegelten. Er legte die Liste beiseite und stockerte mit der Festigkeit eines gereizten Menschen in seinem Stuhl herum. Erst nachdem er seinen Witsen, den er sich sozusagen in den Mund geworfen, hinuntergewürgt, antwortete er angestrengt:

„Derselbe. Ganz recht. Nur in einem Punkte sind Sie im Irrtum, mein Herr. Ich bin durchaus nicht empfindlich. Gar nicht. Wenn ich das wäre, so müßte ich Ihnen grob werden, weil Sie gedankenlos nachbeten, was die dummen Zeitungen daherreden. Empfindlich...!“

Ein wütendes Achselzucken. Der Oberst bearbeitete seinen Teller mit einer Energie, als wenn auch der Heißbutt ihm Empfindlichkeit vorgeworfen hätte.

Ralf Hüstermann hatte das Gefühl, sich bei dem alten Herrn sehr angenehm eingeführt zu haben. Des öfteren schon war ihm sein Talent aufgefallen, im Hause des Gehängten vom Strid zu reden. Nachdem er einige Entschuldigungen gemurmelt, suchte er sich über die peinliche Situation dadurch hinwegzubringen, daß er die Liste weiterkommentierte. Allerdings mehr nach rechts hin, da er dem Unempfindlichen Zeit lassen mußte, sich innerlich auszutoben.

„Eine sehr interessante, vielgestaltige Gesellschaft,“ bemerkte er zu seiner Nachbarin. „Sogar einen weiblichen Arzt haben wir an Bord. Sapperlot — dem Namen nach muß das die bekannte Volksrednerin und Frauenrechtlerin sein!“

„Schon möglich —“ erwiderte die Dame mit bedeutungsvoll hochgezogenen Augenbrauen.

„Fräulein Doktor med. Klingt doch eigentlich recht drollig, nicht wahr?“

„Seeehr drollig.“

„Uebershaupt muß ich gestehen, daß mich das Eindringen der Frau in unsere praktischen Wissensgebiete immer etwas fremdartig anmutet. Um nicht zu sagen, abstoßend. Ich finde, daß die einzig berechtigte Frauenbewegung ein schöner Walzer ist. Reinen Sie nicht auch, Gnädigste?“

Die Dame ließ die Brauen sinken und machte ganz kleine Augen. Das gab dem Blick etwas Kritisches, unendlich Ueberlegenes. Ihre Stimme war ein Messer, das sich dem Unglücklichen spitz und scharf zwischen die kurzen Rippen bohrte.

„Bedaure — nein. Ich werde niemals eine Meinung teilen, die sich auf längst überwundenen Gemeinplätzen bewegt.“

Damit gab sie sich einen starken Ruck in den Schultern

und schaute starr vor sich hin. Jeder Biss ein Eisapfen. Selbst den Steward übersah sie — als wenn der von ihm servierte Lendenbraten auch ein längst überwundener Gemeinplatz wäre.

Ralf Hüstermann kalkuliert ebenso richtig wie zu spät, daß er es auch auf seiner grünen Seite sehr schön getroffen habe insofern, als die fürchterlich gebildete Dame das Fräulein Doktor med. in Person war. Wiederum murmelte er einige entschuldigende Worte. Im stillen sagte er den Entschluß, sich in dieser Weise nicht weiter beliebt zu machen. Um sich für längere Zeit zum Schweigen zu zwingen, nahm er eine doppelte Portion Lendenbraten. Und da er seine Augen weder nach rechts noch nach links schweifen zu lassen wagte, richtete er sie abermals auf die Passagierliste, deren Studium man im übrigen bereits beendet hatte.

Die allgemeine Unterhaltung war wieder im Gange, und das viel munterer, zutraulicher, als vorher. Im einzelnen hatte die Unterhaltung sogar etwas forciert Uebermütiges, Krampfhaftes — da die See ziemlich hoch ging und immer dräuender an die Fenster klopfte. Eine schlankgewachsene, majestätische Dame entre deux ages, die dem Unempfindlichen gegenüberlag, lachte hell auf wie ein Vadsfisch über jede, auch die harmloseste Bemerkung ihres Nachbarn, der ob dieses Mirakels schon ganz verstört dreinschaute. Wenn sie aber nicht lachte, dann führte die Dame ihr Foulard an die feuchte Stirn und die bleichen Lippen und sah sich verstört nach dem Ausgang um.

Ralf Hüstermanns Gegenüber — ein spärlicher kleiner Herr mit noch spärlicheren grauen Bartfoteletten — folgte mit dem Oberkörperchen jeder Bewegung des Schiffes und lächelte das stille, todestraurige Lächeln eines Menschen, der sich hinsichtlich seiner nächsten Zukunft keinerlei Illusionen mehr hingibt.

Ralf Hüstermann beobachtete das alles nicht. Nach den bisherigen Erfahrungen lehnte er es zunächst ab, sich um seine Umgebung zu kümmern. Des weiteren war er — als Kommodore des Stettiner Segelklubs „Ahoi“ und Mitglied des Norddeutschen Regattaver eins — ein seebefahrener Mensch, dem es gar nicht in den Sinn kam, daß so ein bißchen Dünung jemand unbequem werden könnte. Und schließlich stieß er in der Fremdenliste noch auf einen Namen, der ihm einen Aufruf freudiger Ueberraschung entlockte.

Emil Bärtsche —!

Ralf Hüstermann erhob sich, um mit den Augen alle Tische und den ganzen Raum nach seinem alten Freunde Bärtsche abzusuchen. Das geschah so jäh und temperamentvoll, daß er einer silbernen Schale mit Apfelsinen und Bananen nicht achtete, die ihm soeben serviert wurde. Die Schale machte einen gewaltigen Hops — und ihr Inhalt trubelte über den Tisch.

Während die majestätische Dame in ein konvulsivisches Lachen ausbrach, um gleich darauf mit verglastem Blick die Entfernung bis zur Treppe auszumessen, sank der dürftige Herr völlig in sich zusammen. Schreck und Kälte sind zwei Dinge, die die Disposition zur Seekrankheit außerordentlich erhöhen. Und er hatte einen fürchterlichen Schreck bekommen. Eine Apfelsine war ihm auf den Teller gefallen und rollte dort wie irrsinnig umher.

„Verzeihen Sie, meine Herrschaften,“ entschuldigte Ralf Hüstermann sich summarisch und ziemlich oberflächlich, da er immer noch umherspähte; „aber wenn man unvermutet sich in der Nähe eines lieben Freundes weiß, den man acht Jahre nicht gesehen hat, so geht die Freude ein wenig mit einem durch.“ — Steward!“

„Befehlen —?“

„Hier ist ein Herr Emil Bärtsche, Stadtrat aus Jillevik in Sachsen,“ aufgeführt. Wo hat der Herr seinen Tischplatz?“

„Ihnen schräg gegenüber, wenn ich nicht irre. Jener leere Stuhl. Der Herr erklärte, zum Essen heute nicht erscheinen zu wollen, da ihm die See zu bewegt ist.“

„Natürlich!“ lachte Ralf Hüstermann vergnügt. „Daran erkenne ich meinen Freund Bärtsche trotz Jillevik und seines Stadtratsstitels. Ich danke Ihnen, Steward. Werde den Herrn nachher in seiner Kabine auffuchen.“ — Was sagen Sie zu diesem drolligen Zufalle, meine Herrschaften?“ wandte er sich an seine Tischgesellschaft. Der Unempfindliche und das Fräulein Doktor sagten gar nichts. Dagegen schien der dürftige Herr ein gewisses melancholisches Interesse zu bekunden. An ihn richtete Ralf Hüstermann seine ganze Freude und Begeisterung.

„Neben Ihnen also würde er geessen haben, wenn er nicht immer noch an seiner unglücklichen Magen Schwäche litt! Ich behaupte nämlich, daß die Seekrankheit, wie überhaupt

alle mit Brechreiz verbundenen Schwindelercheinungen
wie bemerkten gütliche Frau —?“
(Schluß folgt.)



Wie berühmte Bilder entstehen. Es sind merkwürdige Ereignisse und Zufälligkeiten, durch die häufig in der Seele eines Künstlers ein Gemälde geboren wird. Wie so oft dem Malerauge da eine Welt von Schönheit aufersteht, wo dem gewöhnlichen Menschen nur Widriges und Häßliches sich darbietet, das beweisen die Umstände, unter denen Turner das Motiv zu seinem berühmten Bilde „Der Schneesturm: Hannibals Uebergang über die Alpen“ fand. Der große Maler stand mit seinem Freunde Hawkes zu Farnley während eines starken Sturmes in der Tür ihres Hauses. „Pah,“ sagte Hawkes, „kaltes Wetter! Wir gehen und machen einen Grog.“ „Was?“ schrie Turner, „es ist wunderbar, überirdisch, erhaben! Sieh doch diese zerrissenen jagenden Wolken, sieh diese brausenden, hinsürmenden Wetter!“ Sogleich begann er Umrisse und Zeichnungen auf die Rückseite eines Briefes zu werfen. Hawkes wollte ihm ein besseres Stützenbuch hinreichen, in das er bequemer zeichnen könne, doch Turner bemerkte das nicht. Er war völlig hingerissen, wie versückt. Erst als der Sturm endete, hörte auch die heiße Begeisterung auf, mit der er dies Naturwunder in sich aufgenommen. „Da!“ sagte er, „Hawkes! in zwei Jahren wirst Du das wiedersehen als ein fertiges Werk!“ Das Bild wurde auch in dieser Zeit vollendet und im Jahre 1812 ausgestellt. — Die Idee zu Turners berühmtem Bild „The Fighting Temeraire“ stammt von seinem Freund Clarkson Stanfield, mit dem er auf einem Boot bei Deptford vorbeifuhr. Da sah er das alte ausgediente Schiff, das, einst in manchen Schlachten ein Schrecken der Feinde in seiner stolzen Kraft, nun abgetakelt auf seinem letzten Ankerplatz ruhte, von einem glühenden Abendhimmel umflossen, ein wehmütiges Bild vergangener Heldengröße. „Das wäre ein feines Motiv,“ sagte Stanfield. Ein Jahr darauf, 1839, wurde das Bild aufgestellt und dann von Turner, der wiederholt hohe Summen, die man ihm dafür bot, zurückwies, der Nationalgalerie vermacht. — Der Gedanke zu seinem Bilde „Das Empfehlungsschreiben“ ist David Wilkie in einer ereignisreichen Stunde seines Lebens gekommen. Er hatte selbst einmal so demütig und schwächern wie der Held seines Werkes vor einem ebenso unfreundlichen Gönner gestanden. Dieser Pseudo-Mäcen ist das Porträt von Caleb Whitford, der sich damals als großmütiger Kunstfreund aufspielte, wenn es ihn nichts kostete und ihm sonst keine Unannehmlichkeiten einbrachte. In ihn hatte der junge Wilkie, der ganz unberührt aus Schottland nach London kam, eine „Empfehlung“, die ihm der mächtige Herr nach langem Wartenlassen mit einem kalten Lächeln abnahm; dann fragte er den schwächernen Landjungen, wie alt er sei; Wilkie war so verwirrt, daß er nicht sofort antworten konnte. Das bemerkt nun Caleb, um sich seiner zu entledigen, und schrie: „Aber wie kann man mir denn einen Menschen empfehlen, der nicht einmal sein Alter weiß!“ und ehe er sich's versah, mußte Wilkie sich die Tür von augen betrachten. Als er nun berühmt geworden und in die Akademie aufgenommen war, malte er das Bild. — Größte Mühe verursachte Wilkie ein anderes Gemälde, das den Tod Tipu Saibs darstellte. Er konnte nur drei Hindustanisten finden, die ihm für die malerische Hauptrolle Modell stehen sollten. Einer von ihnen sollte in liegender Stellung den sterbenden Sultan darstellen, während der andere ihn in seinen Armen hielt und der dritte seine Hand gefaßt hatte, um dem Pulschlage des Scheidenden nachzuforschen. Doch kaum hatte der Maler sich mit ihnen verständigt und alle in die rechte Lage gebracht, als der Liegende aufsprang und wütend schrie: „Ich will nicht Tipu sein!“ die anderen beiden folgten seinem Beispiel, und sie waren nicht zu bewegen, sich wieder hinzulegen. Wilkie fand später mit vieler Mühe die geeigneten Modelle und vollendete das Bild.

Brüderschaft. Der Feldmarschall v. Blumenthal wohnte eines Tages in einer kleiner Garnison einem Liebesmahle des Offizierskorps bei. Unter den jüngeren Offizieren befand sich ein Unterleutnant, der die Manier hatte, sobald er in „etwas angeregter Stimmung“ war, mit allen Leuten Brüderschaft trinken zu wollen. Die Stimmung beim Liebesmahle war allmählich eine sehr angeregte geworden. Plötzlich erhebt sich unser Unterleutnant, ein gefülltes Glas Sekt in der Hand, schreiet auf den Feldmarschall zu und bietet diesem zum Schrecken des ganzen Offizierskorps an, mit ihm Brüderschaft zu trinken. Der Feldmarschall sagte die Sache von der gemüthlichen Seite auf und sagte: „Mit dem größten Vergnügen, mein lieber Sohn. Heute kannst Du mich duzen, so viel Du willst. Aber das sage ich Dir, wenn Du von morgen ab noch ein einziges Mal Du zu mir sagst, fliegst Du auf acht Tage ins Loch.“

Rheinisch-Westf. Handels- und Schreib-Lehr-Anstalt,
Wiesbaden, Rheinstrasse 103.



Gründl. Ausbildung für den kaufm. Beruf
Buchführung, Rechnen, Handelskorrespondenz,
Stenographie, Maschinen- und Schönschreiben.
Tag- und Abendkurse.
Prospekte gratis und franko. 6397

Akademische Zuschneide-Schule

von Hrn. J. Stein, Wiesbaden, Luisenplatz 1a, 2. Et.
Erste, älteste u. preisw. Fachschule am Plage
and sammtl. Damen- und Kindergard. Berliner, Wiener, Engl. und
Pariser Schnitte. Leicht faßl. Methode. Vortzähl. prakt. Unterr. Gründl.
Ausbildung f. Schneiderinnen u. Direkte. Schül.-Ausn. tägl. Cost. w.
angeseh. und eingericht. Taillenmaß incl. Futter-Kapt. M. 1.25.
Modisch. 75 Pf bis 1 Mk. 5000
Verkauf von Stoff- und Fadbüsten zum bill. Preis.

Zuschneide-Akademie von Marg. Becker,

Wiesbaden, Mauergasse 15, I.
Bester akadem. Unterricht im Zuschneiden,
Maachnehmen u. Anfertigen sämtl. Damen- u. Kinder-
Garveroben. Einrichten von Kostümen u. Schnittmännern nach Maß.
Garantirt wirkl. fachm. akad. Ausbildung
3. Direktorin und selbstständigen Schneiderinnen. 9715.
Auch Kurse f. d. Hausgebrauch. Beste Referenzen a. all. Kreisen

Wäscherei und Wilmhelmine Schild,

Wiesbaden, Lehrstraße 1, Part. links.
Waschen und Bügeln: Städtischen 5 Pf., Umlegefragen 6 Pf.
Stehumlegefragen 8 Pf., Manschetten 10 Pf., Vorhemden 12 Pf., Ober-
hemden 22 Pf., Oberhemden mit Manschetten 30 Pf., Gardinen à Blatt
40 und 50 Pf. Saubere pünktliche Bedienung. Keine Kranken-
wäsche. 8230

Lehr-Institut für Damen-Schneiderei u. Pub.

Unterricht im Maachnehmen, Musterzeichnen, Zuschneiden und
Anfertigen von Damen- und Kinderkleidern wird gründlich und
sorgfältig erteilt. Die Damen fertigen ihre eigenen Costüme an,
welche bei einiger Aufmerksamkeit tabellos werden. Sehr leichte
Methode. Die besten Erfolge können durch zahlreiche Schülerinnen
nachgewiesen werden. 5656

Pub-Kursus

zur gründlichen Ausbildung. Material gratis. Sprechstunden
von 9-12 und von 3-6. Anmeldungen nimmt entgegen
Marie Wehrlein, Friedr. d. 1. Str. 36,
Gartenhaus 1. Stock, im Hause des Herrn R. B. Isch.

Gasthof u. Pension Burg Hohenstein,

Station Hohenstein. — 14 Minuten von Bad Schwalbach.
Zimmer mit Pension zu 3.50.
932 Def.: C. Kessler.

Martin Martschke,

Oberarzt a. D. und Arzt für innere u. Hautkrankheiten,
ist von Australien zurückgekehrt und wohnt
Adolfs-Allee 4., Part.
Sprechstunden: 10 bis 12 und 3 bis 4 Uhr Wochentags. 938

Künstliche Gebisse

oder Teile derselben, sowie altes Gold, Silber, Platinä kauft
Louis Pomh, Juwelier,
Saalgasse 36. 7023 Am Kochbrunnen.